

BÜHNE Poesie, Dramatik und Humor: Mit Rosmarie Vogtenhubers «Ali Baba» weht ein frischer Wind durch das Berner Stadttheater. Seite 31

KULTUR

REISEN In Deutschland boomen die Weihnachts- und Christkindlmärkte. Mehr als 2500 gibt es; sie locken ein Millionenpublikum an. Seite 33

Mit Pauken und Trompeten

Wenn in Hector Berlioz' Requiem die Posaunen des jüngsten Gerichts losbrechen, wird das Berner Münster vom Klang beinahe überschwemmt.

Es ist ein eindrückliches Bild, wenn man im gut besetzten Münster in Richtung Orgelempore schaut: ein imposanter Chor, flankiert von vier Blechbläserchören, zum Publikum hin ergänzt durch das Orchester mit unter anderem sechs Hörnern sowie vierfachen Pauken und Holzbläsern.

Man darf sich kaum vorstellen, dass Hector Berlioz mit vier- bis fünfhundert Mitwirkenden eigentlich die doppelte Anzahl von Ausführenden verlangt und diese für die Uraufführung seiner «Grande Messe des Morts» anlässlich des Staatsbegräbnisses für einen General im Pariser Invalidendom auch zur Verfügung hatte. Ganz zu schweigen von einer Fussnote in der Partitur, in welcher er beiläufig erwähnt, dass er nichts dagegen habe, falls man Chorsänger und Instrumentalisten verdoppeln oder verdreifachen wolle.

Scharfe Kontraste

Der bald 80-jährige François Pantillon wagt sich mit seinem Konzertchor Pro Arte, mit dem von Rolf Wüthrich einstudierten Männerchor Thun und dem von Yevgenia Pikovsky als Konzertmeisterin angeführten Berner Symphonie-Orchester an das monumentale Werk. Gekonnt arbeitet Pantillon die scharfen Kontraste in Berlioz' Komposition heraus, die abbrechenden Linien im Introitus, die Klangballungen im Tubamirum oder das unaufhörliche Flirren im Sanctus. Sein aktives Dirigat unterstreicht die dramatische Entwicklung und wird von den Ausführenden meist sehr präzise umgesetzt. Machtvoll gelingen die Tutti-Stellen, während sich in den leiseren Passagen die eine oder andere Unsicherheit in den Chören zeigt. So hätte etwa die Intonation und die Homogenität der Stimmen an einigen Stellen noch etwas mehr Beachtung verdient.

Gänsehaut garantiert

Das verstärkte Berner Symphonie-Orchester setzt Berlioz' teilweise fast experimentell zu nehmende Partitur vorbildlich um. Eindrücklich sind insbesondere Trompeten, Posaunen, Tuben und Pauken. Sie füllen das Münster mit einem unwiderstehlichen Klang, der durch die versetzte Aufstellung auf der Orgelempore und auf Podesten neben dem Chor von der Akustik zusätzlich geprägt wird. Auch wenn heutzutage – im Gegensatz zu den Berichten von der Uraufführung – wohl niemand mehr deswegen in Ohnmacht fällt: Eine Gänsehaut ist angesichts dieser sonoren Fanfaren des jüngsten Gerichts praktisch garantiert.

Auf der Orgelempore ist auch der Tenor Bernhard Gärtner positioniert. Dieser Standort verleiht seiner metallisch glänzenden Stimme etwas Entrücktes. In Verbindung mit den Soloviolen und der Flöte im Orchester ergibt sich eine wunderbar schwebende Mischung, die das Effektvolle an Berlioz' Musik einmal mehr unterstreicht. Ebenso eindrucksvoll wirkt schliesslich das Verklingen der Komposition mit drei Paukenakkorden und Streicherpizzicati, womit das Gigantomane des Werks ein letztes Mal zurückgenommen und die von Berlioz angestrebte Kontrastwirkung deutlich gemacht wird. (daf)

«Stormin' Norman»

Am Samstagmorgen ist der US-Schriftsteller **Norman Mailer** im Alter von 84 Jahren in New York gestorben – ein Nachruf

Der Anti-Feminist, Box-Begeisterte, Womanizer und zweifache Pulitzer-Preisträger ist nach einem Nierenversagen aus dem Leben geschieden. Seine letzte Hinterlassenschaft ist der – gelinde gesagt – äusserst merkwürdige Roman «Das Schloss im Wald», der unlängst auf Deutsch erschienen ist.

JULIA KOSPACH

Was ist Norman Mailer nicht alles gewesen in seinem langen Leben? Starschriftsteller und Weltkriegschronist, Schauspieler und Regisseur, Partylöwe und Womanizer, Box-Aficionado, Polit-Kritiker, PEN-Club-Präsident, Mitbegründer des «New Journalism», zweifacher Pulitzer-Preisträger und Enfant terrible der US-Literaturszene. Er war berühmt für seine unerschöpfliche, angriffslustige Energie und seine strahlend blauen Augen. In sechs Ehen zeugte der deklarierte Anti-Feminist neun Kinder.

Das zentrale Lebenskapitel «Mailer und die Frauen» bescherte ihm Anfang der 1960er-Jahre auch den absoluten Tiefpunkt seiner Karriere: Betrunkener stiess er seiner zweiten Frau Adele ein Messer in den Bauch. Weil Adele sich in der Folge weigerte, mit der Anklage zusammenzuarbeiten, kam Mailer mit einer Bewährungsstrafe davon.

Nachfolger Hemingways

Nachdem Norman Mailer im Jahr 1948 als 25-Jähriger mit dem Weltkriegsroman «Die Nackten und die Toten» kometenhaft zum Erfolgsautor avanciert war, hat er Reportagen über die Protestbewegung gegen den Vietnam-Krieg oder den legendären Boxkampf zwischen Muhammad Ali oder George Foreman 1974 im kongoleischen Kinshasa geschrieben, Biografien über Marilyn Monroe und Pablo Picasso vorgelegt und einen Roman über Jesus Christus. Über dreieinhalb Dutzend Bücher in 84 Jahren, die aus ihm zuletzt einen kranken, alten Mann gemacht hatten, der an Krücken ging, schwerhörig und halb blind war und vor ein paar Wochen wegen schwerer Lungenprobleme in ein New Yorker Krankenhaus eingeliefert werden musste, in dem er am Samstagmorgen an Nierenversagen starb.



Ein Chauvinist mit vielen Facetten: Norman Mailer beim Kräftemessen mit dem Boxer Muhammad Ali am 1. August 1965.

KEYSTONE

Aus dem legitimen Nachfolger Hemingways war in den letzten Jahren ein in Wolljacken gehüllter Greis geworden, dessen Anblick nur mehr schwer mit den Kraftprotz-Fotos früherer Jahrzehnte in Einklang zu bringen war. Doch auch mit brechender Stimme war Mailer immer noch für gelegentliche Aufreger gut: Bis zuletzt empörte sich «Stormin' Norman», der in den späten 1960er-Jahren versucht hatte, Bürgermeister von New York zu werden (und damit den Widerstand der US-Frauenbewegung mobilisierte), in Interviews über die Bush-Regierung und den Irak-Krieg, den er für den schlimmsten Krieg hielt, «den dieses Land je geführt hat». Gleichzeitig stellte er sich im Sommer bei einem Treffen in New York hinter Günter Grass und bekundete lautstark Verständnis für dessen eingestandene Mitgliedschaft in der SS: «Wenn ich in Günters Schuhen gesteckt hätte, wäre ich ganz genauso bei der Waffen-SS gelandet.»

Eine erstaunliche Bemerkung für den 1923 in Brooklyn geborenen

Sohn einer aus Litauen stammenden jüdischen Mutter, in dessen Kindheit Adolf Hitler die Rolle des Schwarzen Manns spielte: «Als ich neun Jahre alt war, wusste meine Mutter schon, was den Staatsmännern Europas noch lange nicht klar war. Sie sagte: 'Dieser Mann wird sehr viele Juden umbringen.' Das war 1932, ein Jahr bevor Hitler die Macht ergriff.» Das Adolf-Hitler-Schreckgespenst seiner Jugend begleitete Norman Mailer durchs Leben. Gut und Böse, Gott und Teufel – in Mailers antithetischem Denken und Schreiben spielten gegensätzliche Kräfte die zentrale Rolle.

Teufel als Erzählstimme

Zehn Jahre nach seinem grossen Jesus-Roman machte Mailer Hitler zum Helden seines neuen Romans, der vor einigen Wochen auf Deutsch erschienen ist. Er heisst «Das Schloss im Wald» und fühlt sich genau so an, wie es die «Frankfurter Allgemeine Zeitung» formulierte: «Es ist eine fünfhundert Seiten dicke Zumutung – aber es liest sich.» Das Buch ist – gelinde gesagt

– äusserst merkwürdig, eine wunderliche Mischung aus abseitigsten Hypothesen, präziser Recherche und der Erfindung teuflischer Mächte, die ihre Finger dort im Spiel haben, wo Adolf Hitler gezeugt, gewickelt, gestillt und aufgezogen wird. Es geht um die Geburt und Kindheit Hitlers und welche Rolle der Teufel dabei spielte. Mailer erfindet gar einen ganz neuen Begriff, den des «Inzestuariers». Sein Roman-Hitler ist das unselige Produkt der Verbindung zwischen Alois Hitler und Klara Pözl-Hitler, die nicht nur Nichte des Kindsvaters, sondern womöglich auch dessen leibliche Tochter ist. Die Erzählstimme dieses seltsamen Romans gehört dem Teufel, um genau zu sein, einem Unterteufel, der vom «Maestro» genannten Herrn der Finsternis abgestellt wird, in Klein-Adi die Saat des Bösen zu säen und zu pflegen.

Warum der Teufel höchstselbst bei Hitlers Entwicklung seine Finger im Spiel gehabt haben muss, erklärte Norman Mailer vor kurzem in einem Interview mit dem deut-

schon «Stern» so: «Er war im Grunde ein Schwächling, hysterisch, zimperlich, fast eine Heulsuse, und für den Führer einer Weltmacht hatte er eigentlich unverzeihliche Schwächen und Fehler. Aber er bewies ein politisches Genie, das ihm zumindest in den Jahren von 1932 bis 1938 all den aussenpolitischen Schauköpfen auf beiden Seiten des Atlantiks überlegen machte. Wie erklärt man das? Ich finde es plausibel, darin das Werk des Teufels zu sehen, zumindest für die Zwecke meines Romans.»

Klein-Hitlers Werdegang bricht Mailer unvermittelt in dessen 16. Lebensjahr ab – ein Romanende, das so wirkt, als wären die noch fehlenden 300 Seiten im Zuge irgendeines Unglücks verloren gegangen. Abrupt, könnte man sagen, oder auch unbefriedigend. Im Sommer erklärte Mailer, das läge daran, dass er natürlich über eine Fortsetzung seiner Hitler-Geschichte nachdenke, aber nicht wisse, ob ihm noch genug Zeit bleiben werde. «Das Schloss im Wald» wurde zu Norman Mailers letztem Roman.

Elias mit gestutztem Bart

Der **Laudate-Chor Thun** entstaubt Mendelssohns «Elias» und macht daraus ein temporeiches Bibeldrama, das ohne Pathos berührt

Am Anfang war der Fluch. Marc-Olivier Oetterli lässt Elias' Verwünschung ganz natürlich in die Französische Kirche hallen. Im ersten Moment ist man irritiert und fragt sich, ob der Sänger sich wohl bewusst gewesen ist, was er da gerade gesungen hat. Bestimmt, aber er hat es sich nicht anmerken lassen und damit eine Geschichte ausgelöst, ohne schon gleich das Ende zu verraten.

Wenn schon der Baal-Tempel eingerissen wird, dann soll man auch die Musik nicht auf den Sockel heben, könnte die Devise gelaunt haben, mit der der Laudate-Chor Thun und sein Dirigent Jürg Jakob sich Felix Mendelssohns Oratorium angenommen haben. Kein Monumentalwerk also: Das mit bewährten Berner Berufsmusikern besetzte Orchester liess sich auf diese

dramatische Sichtweise ein und quitierte dies zunächst einmal mit einem verhaltenen, klanglich fein abgestimmten Murren. Daraus entwickelte sich ein ausuferndes Gefühlsausbruch. Bevor das Ganze dann doch noch in eine Fuge mündete, die zeigte, inwiefern Mendelssohn seinen Bach kannte und wie er ihn wohl auch selber spielte, zeigten die Streicher prächtig funkelnendes Farbenspiel, das von Bläserinterventionen um weitere Dimensionen erweitert wurde.

Zusammen mit seinem beherzt führenden Konzertmeister Misa Stefanovic bestärkte das Orchester Chor und Dirigent in diesem Interpretationsansatz und führte ihn konsequent und inspiriert weiter, wo die musikalische Leitung Freiräume offen liess. Diverse wunder-

schöne Bläusersoli und Streicherfarben zeugten vom kooperativen und selbstverantwortlichen Geist des Orchesters. Eine wahrhaft professionelle Leistung!

Glaubhaftes Charisma

Gestisch animiertes Gestalten mit einem Mindestmass an Pathos hatten sich auch die Sängerinnen und Sänger des Laudate-Chors vorgenommen. Klare Artikulationen, hohe Präsenz aller Sängerinnen und Sänger sowie gut ausbalancierte Register ermöglichten eine überaus flexible, spannende Interpretation. Diese quicke lebendige Musik sprechen zu lassen, sich ihr auszusetzen, fordert allen Mitwirkenden ungleich mehr ab, als wenn man sie einfach in sich ruhen lässt. Allerdings zeigt sie auch das Potenzial dieser Komposi-

tion über die eigenen Ressourcen hinaus auf und macht Lust auf mehr. Einen grösseren Dienst könnte man dem Werk wohl kaum erweisen, selbst wenn dies da und dort vielleicht die eigenen Kräfte übersteigt. Derlei zu bekritteln wäre aber angesichts des atmosphärisch dichten Ergebnisses falsch.

Wesentlichen Anteil am Gelingen des Konzerts hatte auch das exzellente Vokalsolistenquartett, das den entscheidenden Interpretationsansatz nicht nur mittrug, sondern auch massgeblich prägte. Der Bassist Marc-Olivier Oetterli verlieh seinem Elias auch ohne gravitäres Gehabe glaubhaftes Charisma. Ein umso glaubhafteres vielleicht, weil er dem Propheten menschliche, auch nahbare Züge verlieh – Elias ohne biblischen Rauschbart gewissermassen.

Die Sopranistin Barbara Locher verkörperte auf ergreifende Weise die Witwe, die um ihren Sohn trauert. Eine innige, mit leiser Dramatik und fundamentalem Zweifel gestaltete Szene, die die Berechtigung Gottes angesichts des Übels nochmals neu stellt. Erst auf dieser Basis wirkte dann auch die mit leisem Optimismus gesungene Arie «Höre Israel» glaubhaft. Die Altistin Liliane Zürcher beeindruckte einerseits mit rhetorisch geschickten Rezitativen, andererseits aber auch mit ihrem eindrücklichen Rollenporträt der Königin. Der Tenor Jan-Martin Mächler wagte es in seiner Arie «So ihr mich von ganzem Herzen suchet» auch mal, Töne fast ohne Vibrato zu singen – eine Risikobereitschaft, die als Sinnbild für die ganze Interpretation stehen könnte. (pof)